Aktion

ORGAN DER LIGA FÜR MENSCHENRECHTE, ORTSGRUPPE: PORTO ALEGRE

Abonnementspreis:
Jährlich .... 7$000
Halbjährlich ...... 4$000

Verantwortlicher Schriftleiter: FR. KNIESTEDT.
Geschäftsstelle: Rua Voluntarios da Patria 1195
Zuschriften sind zu richten an: Caixa Postal 501

Einzelnummer: $300

Jahrgang 2 — Porto Alegre, 28. Februar 1935 — Nummer 43

Bettler im Donauraum

Von Oskar Jászi.

Oskar Jászi war Mitglied der Károlyi-Regierung in Ungarn. 1919 wanderte er nach Amerika aus, wo er Professor an der Universität Oberlin wurde. Im Auftrag des „Social Science Research Council of America" bereiste er 1934 die Nachfolgestaaten der österreichischen Monarchie. Er beginnt nun über die Ergebnisse seiner Erhebungen zu berichten.

Die fünf nach der Aufteilung des Habsburgerreiches entstandenen Donaustaaten gehören so fest zueinander, dass man von bedern österreichischen, ungarischen, tschechoslowakischen, rumänischen oder jugoslawischen Problemen nicht reden kann. Die Zukunft dieser Völker ist untrennbar voneinander.

Das Elend der grossen Massen dieser Völkerschaften wächst zusehends; sie können ihre primitivsten körperlichen Bedürfnisse nicht mehr befriedigen, und es ist merkwürdig, dass dieser Zustand nicht zur weiteren Zuspitzung des Klassenkampfs führte sondern zum riesenhaften Ansammeln von Hass und Misstrauen nationaler Art; diesen Umstand muss man zweifellos der Atmosphäre der jahrhundertelang erlittenen Willkürherrschaft zuschreiben. Ich bin überzeugt, dass — vielleicht mit Ausnahme der Tschechoslowakei — der grösste Teil der Völker dieser Staaten in einem solchen Seelenzustand des Hasses und des Misstrauens lebt.

Die Hauptstädte und die grossen Städte dieser Länder haben sich grossartig, glänzend entwickelt: Ueberall neue Viertel, prächtige Bauten. Aber das Land zeigt Vernachlässigung und Elend. Bukarest besitzt Krankenhäuser mit den luxuriösesten Einrichtsngen, aber in den Spitälern der kleineren Städte verbindet man die Wunden mit Papier, weil es dort an Watte fehlt. Unter den Arbeitslosen, besonders aber in den von Landarmen dichtbewohnten Gebieten, breitet sich fürchterliches Elend aus. Die Armut wurde dort etwas gelindert, wo Agrarreformen durchgeführt wurden; in Ungarn aber, wo zwei Drittel der Bevölkerung überhaupt keinen Boden besitzen oder nur Zwergbesitzer von ein, zwei Joch sind, in Ungarn gibt es ganze Landstriche des Hungers.

In der unmittelbaren Umgebung Wiens konnten im Winter 1933/34 ein Viertel der Kinder bei schlechtem Wetter nicht in die Schule gehen, weil sie keine Kleider und Schuhe hatten. Und viele, die die Schule besuchten, gingen ohne Frühstück von zuhause weg. Das lauteste Elend gibt es aber in Wien selbst. Man kann keine zehn Schritte tun, ohne auf bettelnde junge Männer und Frauen, halbwüchsige Kinder, ja ganze Familien zu stossen, die manchmal auf den Knien um Almosen flehen. Und das auch bei Nacht, auch in strömendem Regen.

In einem von der rumänischen Akademie der Wissenschaften preisgekrönten Buch erzählt der Verfasser, Spiridon Popescu, wie in einigen Gebieten seines Vaterlandes die ganze Familie — Erwachsene und Kinder, Gesunde und Kranke — in einem einzigen, muffigen, feuchten Raum, unter einer einzigen Bettdecke zusammengekrochen, schlafen. Sie haben von der primitivsten Reinigung keine Ahnung. Es gibt Dörfer in Jugoslavien, wo man eine Schachtel Zündhölzer als Wertgegenstand betrachtet: und oft wacht die ganze Familie über das Feuer, dass es nicht ausgeht, damit sie dieses hochgeschätzte Symbol modernen Zivilisation — damit sie ein Zündholz sparen kenn. Von vertrauenswürdigen Leuten weiss ich, dass man in grossen Ortschaften, alles zusammengenommen, keine 1000 Dinar (weniger als 500 Kc) Bargeld findet.

Die Lage ist in Ungarn noch ärger. Eine konservative Zeitschrift teilt mit, dass im Laufe des Jahres 1932 vom Verdienst der landwirtschaftlichen Gesindefamilien — unter den arbeitslosen Massen die glückliche Aristokratie des Landvolkes — pro Kopf jedes Familienmitgliedes auf den Tag 13 bis 14 ungarische Heller (fünf bis sechs Pfennig) entfielen. Selbst die Bergarbeiter von Pécs, die den Verzweiflungs-Hungerstreik durchführten, kann man in diesem Lande der Armut noch als Bevorzugte betrachten. Ein ungarisches Tageblatt berichtet, dass es in den ungarischen Ortschaften viele Menschen gibt, die während der Wintermonate kaum einige Male eine gekochte Speise essen, deren einzige Nahrung getrockneter Mais ist; Leute, die sich um fünf Uhr nachmittags hinlegen und bis neun Uhr früh schlafen, damit sie nicht erfrieren. Dann aber lungern sie hungrig auf den Feldern herum, um dort die vergessenen Krautstrünke gierig zu schlingen.

Unter den industriellen Arbeitern ist das Elend nicht weniger gross. Budapest, die lichtglänzende Metropole, ist mit einem Gürtel von Höhlenwohnungen umgeben; in den Strassen betteln tausende verlassene und verwahrloste Kinder. Um den schändlichen Posten eines Henkers rauften sich die Leute: Unter den Anwärtern gab es zwei Frauen und mehrere Kandidaten mit Hochschulbildung.

Nichts kann diese Tragödie handgreiflicher machen als die Statistik der Kindersterblichkeit. Sie beträgt in Ungarn 18,6 v. Hundert, in Rumänien 17,6 v. H., in Karpatho-Russland 19 v. H., während sie sich in England auf 6,5 v. H., in Deutschland auf 7,9 v. H., in Fraukreick auf 7,6 v. H. beläuft. Unter zehntausend Einwohnern sterben an Tuberkulose in Ungarn 20, in Rumänien 18,8, in Jugoslavien 26,6 — im industriell entwickelten Deutschland 7,9 v. H.

•

Einer der Hauptgründe dieser schreckenserregenden Zustände ist der wirtschaftliche Nationalismus, der in den letzten Jahren noch zunimmt. Die Länder mit entwickelterer Industrie (wie Oesterreich und die Tschechoslovakei) führten zum Schutz ihrer landwirtschaftlichen Produktion hohe Agrarzölle ein, während die Agrarstaaten (Ungarn, Rumänien, Jugoslavien) den Weg der künstlichen Industrielisierung beschritten. Die beiden Gruppen würgen einander, ihre anwachsende Bürokratie und der Militarismus zwingen die Staaten, auf diesem Weg der Destruktion fortzuschreiten. Das ganze wird von einer erstickenden, verderblichen Atmesphäre der Korruption in den südlichen Donaustaaten gekrönt — das verhängnisvolle byzantinische Erbe. Das türkische Bakschisch-System, die Bestechung öffentlicher Angestellter, ist im Südosten fast zur Staatseinrichtung geworden und der Diebstahl öffentlicher Gelder wächst sich zu einem ernsten Problem des Staatshaushalts aus: Er zieht immer schwerere Steuerlasten nach sich. Die Heftigkeit der Finanzbehörden beim Eintreiben der Steuerschulden ist überhaupt fast in allen Donauländern einer der tragischsten Züge des täglichen Lebenkampfes.

•

Unter allen Symptomen ist aber der Druck der immer mehr anwachsenden landwirtschaftlichen Uebervölkerung das wichtigste. Hundert Joch Land unter landwirtschaftlicher Kultur müssen in Oesterreich 64, in Ungarn 72, in Rumänien 97, in Jugoslavien 114 Personen erhalten. Um diese Lage zu verstehen, muss man in Betracht ziehen, dass dieselbe kultivierte Bodenfläche in Deutschland 52, in Frankreich nur 48 Menschen landwirtschaftlicher Bevölkerung erhält, obwohl der Ertrag dort fast das Doppelte dessen beträgt, was etwa in Rumänien auf derselben Fläche produziert wird. Das Problem der landwirtschaftlichen Bevölkerung versuchten die Siegerländer durch Aufteilung der Grossgrundbesitze zu lösen, womit sie auch die staatlich fremden Besitzer treffen wollten. Ein wesentliches Ergebnis — was die Uebervölkerung betrifft — brachten diese Reformen kaum. Nicht nur deshalb, weil die stetig anwachsende landwirtschaftliche Bevölkerung das Land immer weiter parzellierte, sondern auch deshalb, weil Landaufteilung ohne entsprechende Kreditorganisation, Genossenschaftswesen und ergiebige wirtschaftliche Schulung die Situation ja auch gar nicht verbessern kann.

Und zu dieser schweren wirtschaftlichen Krise der Donaustaaten gesellen sich dann noch — teils als deren Folge — die politischen und Verfassungskrisen!

Fememord

Von Hermann Budzislawski.

Wer ist der Nächste? Denn es ist klar, dass Ingenieur Formis nicht der letzte unbequeme Gegner des Dritten Reiches gewesen ist. Er lebte ein paar hundert Kilometer jenseits der deutschen Grenze. Aber dieser Staat kennt keine Grenze an; er hat Fememorde in Litauen, in der Tschechoslowakei, in Oesterreich, in Liechtenstein und im Saargebiet begangen, das bis zum ersten März Territorium des Völkerbunds ist.

Die Morde hatten verschiedene Motive. Im Falle des rheinländischen Separatisten Meyer, der acht Tage nach dem Plebiszit von dem Kriminalkommissar Tilk erschossen wurde, verletzte die gleichgeschaltete saarländisch Polizei das sozusagen feierliche Abkommen Frankreichs mit dem Reich, Niemand wegen seiner Haltung im Abstimmungskampf zu verfolgen. Motiv: Rachsucht. Das Abstimmungsgericht liess Tilk verhaften; es war der einzige Fall, in dem man des Fememörders, der sein Verbrechen auf fremdem Territorium beging, habhaft werden konnte. Inzwischen ist Herr Tilk wieder in Freiheit. Erziehung zum Mord.

Rachsucht spielte stets mit. Aber die Fememorde hatten meist auch einen praktischen Zweck. Als Doktor Bell auf österreichischem Boden umgelegt wurde beseitigte man einen Mitwisser vieler nationalsozialistischer Schandtaten, zum Beispiel des Reichstagsbrandes. Rotters missglückte Entführung aus Liechtenstein sollte einen grossen Schauprozess in Berlin ermöglichen. Und der sinnlose Mord an Theodor Lessing hatte den Zweck die emigrierten Intellektuellen einzuschüchtern; sie sollten furchtsam ihren Mund verschliessen, statt die Schande des Dritten Reiches der Welt kundzutun. Das ist missglückt; die emigrierten Schriftsteller haben ihre publizistische Pflicht erfüllt.

Ist der Fall Formis nach alledem noch etwas Besonderes? Allerdings. Er ist wirklich sehr lehrreich.

Kriminalromane hatten bisher den Nachteil, unglaubwürdig, unrealistisch zu sein. Die Kriminalschriftsteller, die dem Publikum etwas bieten wollten, fälschten die Grössenverhältnisse und statteten das Verbrechertum mit Hilfsmitteln aus, die ihm nie zur Verfügung standen. Die Gangster wurden zu ebenbürtigen Gegnern der Polizei gestempelt, zu Menschen, denen Geld in Hülle und Fülle, Automobile, Waffen, Flugzeuge, wissenschaftliche Laboratorien, ausgezeichnete Spionage-Organisationen, sichere Schlupfwinkel in allen Landesteilen, Verbindungen zu den höchsten Gesellschaftskreisen, heimliche Grenzübergänge, absolut sichere Fluchtmöglichkeiten zur Verfügung standen. Die Literaten phantasierten gern von der Disziplin und der Gefolgstreue in den Verbrecherbanden, sie machten den einzelnen Mörder zum willenlosen Werkzeug in der Hand des märchenhaften Bandenführers, der seiner Kreatur den fertigen Mordplan, in allen Einzelheiten ausgedacht, mit dem strikten Befehl übergab, sich um nichts Anderes zu kümmern, da die Dekkung der Tat von anderen, dem Täter selbst unbekannten Instanzen übernommen würde. Die Polizei weiss, dass es so fabelhafte Verbrecher nie gegeben hat.

Bisher. Es gibt sie. Es gibt heute Verbrecher, die alles, alles an technischen, organisatorischen, politischen Mitteln hinter sich haben. Die gefahrlos einen Schuss abgeben; denen es gleichgültig ist, ob sie dabei erkannt werden; denn sie sind völlig, völlig gedeckt.

Denn es gibt einen Staat, der den Rathenaumördern Gedenktafeln stiftete.

Ist es noch nötig, nachzuweisen, wer hinter dem Mord an Formis stand? Am zehnten Januar überreichte der deutsche Gesandte Koch der tschechoslowakischen Regierung einen Protest gegen den Schwarzsender der Schwarzen Front, der sich achtzig Kilometer südlich von Prag in dem Ort Záhori befinden sollte. Es gibt dort sechs Orte dieses Namens. Der Schwarzsender funkte von einer anderen Stelle aus, fünfunddreissig Kilometer von Prag, in dem einsamen Hotel Záhori. Folgerung: durch Verrat war den deutschen Behörden der Name Záhori bekannt geworden; aber die genaue Lage des Schwarzsenders musste noch ermittelt werden.

Am dreizehnten Januar überschritten Hans Müller und Edith Kerschbach die tschechoslowische Grenze. Schon am fünfzehnten Januar hatten sie den Ingenieur Formis im Hotel Záhori entdeckt Der erste Teil der Aufgabe war gelöst; am siebzehnten Januar flog Müller nach Berlin zurück, um neue Instruktionen zu holen.

Wir dürfen wohl annehmen, dass Müller irgendeiner deutschen Behörde oder, was dasselbe ist, einer Parteistelle Anzeige erstattete. Der deutsche Gesandte hätte darauf den Auftrag erhalten müssen, den tschechischen Behörden die Angaben vom zehnten Januar zu ergänzen, damit die tschechische Polizei eingreifen konnte. Herr Koch erhielt diesen Auftrag nicht. Der Agent Müller flog am achtzehnten Januar nach Prag zurück, offenbar mit dem strikten Befehl den Mord vorzubereiten. Zwei Tage darauf erhielt er Verstärkung; der neue Mann nannte sich Gerhard Schubert und hatte auch einen Pass auf diesen Namen. Am folgenden Tag, dem einundzwanzigsten Januar, wurde das Auto durchrepariert, um den höchsten Anforderungen gewachsen zu sein. Am zweiundzwanzigsten wurde dds Mordterrain noch einmal rekognoziert, am dreiundzwanzigsten erfolgt der Mord, und noch

in derselben Nacht entwichte das Trio nach Deutschland. Der Befehl war ausgeführt.

Halten wir uns nicht mit Finessen der Tat auf: mit der erotischen Falle, die dem Emigranten gestellt wurde; der ganzen Tücke und Niederträchtigkeit, mit der sich die Landsleute dem Opfer anbiederten. Wichtig ist, dass die reichsdeutsche Presse zwei Tage den Mord verschwieg und dann — aber beileibe nicht in allen Zeitungen — eine kurze, nichtssagende, vielsagende Notiz brachte. Bis heute hat die nationalsozialistische Presse die Tat nicht verurteilt.

Wer mag der Auftraggeber sein? — Erraten!

*

Kleine Einschaltung:

Wer hat Lessing, Bell, Rotter, Meyer ermorden lassen?

Wer Dollfuss? Den rumänischen Ministerpräsidenten Du.a? Barthou? König Alexander?

Natürlich waren es verschiedene Kreise. Es giebt vielerlei Terroristen. Es gibt vielerlei Fascismen. Immerhin sind alle diese Morde in den beiden letzten Jahren erfolgt.

*

Die Hälfte des Vierjahresplans, den Adolf Hitler am Abend des dreissigsten Januar 1933 im deutschen Rundfunk ankündete, ist vorüber. Was mag die zweite Hälfte bringen?

Jedenfalls nicht die Erfüllung der fünfundzwanzig Punkte eines sagenhaften Programms. Und auch nicht die Ausführung eines Vierjahresplans, den es nie gegeben hat. Nie geben konnte. Denn der Nationalsozialismus hat nichts zu erfüllen, nichts zu verändern, nichts zu gestalten. Er hat sich und mit sich eine bankrotte Gesellschaft zu konservieren, mit allen Mitteln der Demagogie, des Terrors, des Betrugs.

Erfüllt wurden: die Verfolgung der Juden; die Zerschlagung der gegnerischen Organisationen; die Terrorisierung der Marxisten und der abgefallenen Anhänger. Mittel waren: der Reichstagsbrand; Columbiahaus; Konzentrationslager, Geiselsystem; Hinrichtungen, die Junimorde an Röhm und Genossen; die Dezemberverfolgungen; die Femmorde um die emigrierten Gegner zum Schweigen zu bringen (denn nichts ist dem Regime so gefährlich wie die Entlarvung seines Charakters). Erreicht wurde: kriegsmässige Aufrüstung, bezahlt mit der Ausblutung der Wirtschaft und der aussenpolitischen Isolierung.

Alles mitten in Europa. Im Herzen des Erdteils, zweites Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts.

Nichts Nützliches wurde in diesen blutigen Jahren geschaffen. Reichsreform? Es fragt sich, welche Zentralgewalt gestärkt wird. Ist die zentrale Instanz eine sinnvoll ordnende, sparsam wirtschaftende, den Frieden fördernde Macht, so ist die Stärkung ihrer Stellung ein Fortschritt. Heute ist die Reichsreform, die von der Weimarer Republik versäumt wurde, reaktionär.

Das braune Regime, repräsentationssüchtig und feierlustig wie kein anderes, hat es versäumt, seinen zweiten Geburtstag festlich zu begehen. Es weiss, warum. Auch der Saarerfolg hat ihm innenpolitisch nicht den triumphalen Aufstieg gebracht. Die nationalen Emotionen verschleissen sich schnell.

Die Bilanz dieser beiden Jahre ist erschreckend. Um ein solches Regime zu erhalten, wird der Terror verstärkt werden müssen. Daher ist die Frage berechtigt: Wer ist der Nächste?

Roseveltismus aus der Nähe

Von Nathan Asch.

Der ausgezeichnete jungamerikanische Schriftsteller — Schalom Aschs Sohn — schildert hier das sehr reale Erlebnis eines praktischen Zusammentreffens mit Roosevelts berühmter sozialreformischer «administration». Wer zu lesen versteht, wird den trockenen Bericht über die Erfahrungen der Streiker des «Macauly-Verlags» als eine Analyse des gesamten Rooseveltismus verstehen.

Als die Bezirksarbeitskammer von New York der «Macauly-Company» mitgeteilt hatte, dass der entlassene Betriebsausschuss wieder einzustellen sei, konnten die Macauly-Streiker einen Triumph feiern. Acht Wochen lang war ihr Kampf von den Arbeitern anderer Verlage, von Buchhandlungsgehilfen von sympathisierenden Zeitungsschreibern weidlich ausgeschlachtet worden. Sie hatten eine gute Presse, es gab mittägliche Massenversammlungen in der vierten Avenue, Ecke der 27. Strasse, es gab Wagen mit Lautsprechern, und es wäre fast zu aufrührerischen Zusammenrottungen gekommen (bei einem Macauly-Streik hatte es vor fünf Monaten Verhaftungen gesetzt). Jetzt kehrten die Arbeiter in dem Bewusstsein, die Regierung hinter sich zu haben, zu ihrer Arbeit in den Macauly-Betrieb zurück.

Sie wurden am Tor aufgehalten und aufgefordert, nach Hause zu gehen; die Macauly-Company lehnte es ab, den Beschluss der Arbeitskammer durchzuführen. Anscheinend war deren Entscheidung nur eine Empfehlung, und als die aufgeregten Streiker wieder bei der Arbeitskammer vorsprachen, wurde ihnen bedeutet, dass diese über kein Mittel verfüge, ihren Beschlüssen Geltung zu verschaffen. Aber in Washington wäre soeben die «Nationale Kammer für Arbeiterangelegenheiten» geschaffen worden, und wenn sie den Streikenden Recht gäbe, könne sie sich als ihres Vollzugsorgans des Justizdepartements bedienen. Die Streiker fragten, ob sie also gut daran täten, nach Washington zu fahren. Man versicherte ihnen, dass wäre gerade das Richtige für sie. Es wurden Briefe an den Präsidenten geschickt, darauf ein Telegramm und dann noch ein Telegramm an die nationale Kammer. Zwei Automobile wurden aufgetrieben, und eine ganze Anzahl Streiker fuhr los nach Washington; drei Zeitungsschreiber fuhren zur Beobachtung mit.

Die Delegation wurde bereits erwartet und bekam alles zu sehen, was sie zu sehen begehrte. Da gab es keine wütende rote Horde. Die Leute sprachen mit einem, wie ein Mensch zum anderen. Sie batem um Nachsicht, weil sie so schwer arbeiten müssten, 17 Stunden am Tag, wie sie sagten; einige ihrer Kollegen stünden unmittelbar vor dem Nervenzusammenbruch. Einer der Zeitungsleute, die die Expedition begleiteten, entsann sich der Hungerdemonstration, die er kurz vorher in Washington erlebt hatte. Die Behandlung war jetzt wesentlich anders: Die Polizei empfing die Besucher nicht mit Tränengas sondern äusserte nur ihre Bedenken dagegen, dass man den Wagen über Nacht auf der Strasse parken liesse, und sie bedeckte die Windschutzscheibe mit einer Decke.

Als die Streiker im Weissen Haus angekommen waren, wurden sie drinnen in Empfang genommen; man hielt sie zuerst für Touristen, die Sehenswürdigkeiten besichtigen wollten. Das Missverständnis war rasch aufgeklärt, und sie wurden in das Amtsbüro geleitet. Der Sekretär des Präsidenten, Herr McIntyre, erschien alsbald. Während sie von einem Büro zum andern und wieder zurück geschickt wurden, sagten sie sich, dass man notfalls das Geld für Gas wahrscheinlich aufbringen würde, wenn es kein anderes Mittel gab, sie aus Washington herauszubefördern. Sie reisten am folgenden Morgen ab; und als sie durch das liebliche Maryland fahren, damit beschäftigt, ihren Bericht für die Union zu verfassen, tauchte Folgendes über diesen Tag und ihre Mission in ihrem Gedächtnis auf:

Im Amtszimmer muss entweder sehr wenig Platz vorhanden sein oder die Arbeit der «Nationalen Kammer für Arbeiterangelegenheiten» wird nicht als wichtig angesehen; denn ihre Büros sind finster und dreckig, und das Mills Building gehört nicht zu den zahllosen herrlichen Marmorgebäuden, die sich in unabsehbarer Reihe durch die Hauptstadt ziehen. Es ist ein schmutziges Bürohaus. Im dritten Stockwerk befindet sich eine Tür aus durchsichtigem Glas, unzweideutig als Nr. 324 gekennzeichnet; das ist das Büro der Kammer. Die Delegation betrat einen grossen und leeren Raum, lüftete eine Seitentür und fragte nach dem Präsidenten Dr. H. A. Millis. Er zeigte sich sofort — eine imposante professorale Gestalt — er sagte, er hätte das Telegramm bereits erhalten; unglücklicherweise habe er aber bereits vor drei Wochen eine andere Konferenz angesetzt. Es täte ihm ausserordentlich leid, aber der ausführende Sekretär der Kammer wäre über den Fall Macauly vollkommen unterrichtet, er würde in dieser Sache die Kammer vertreten. Dr. Millis führte Herrn Benedikt Wolf herein und sagte, er würde die Delegation sicherlich zufriedenstellen; wenn nicht, so stünde er selbst am Nachmittag zur Verfügung; Dr. Millis lächelte und ging ab.

Herr Wolf, ein junger Mann mit Brille und mächtigem Haarschopf, setzte sich. Er hatte den Macauly-Akt mitgebracht, das Telegramm der Union guckte aus dem Aktendeckel hervor, aber Wolf wusste sehr wenig über den besonderen Fall. Trotzdem war er bereit zu diskutieren: über die NRA, die Sektion 7a und die Staatsresolution Nummer 44, die alle am zwischenstaatlichen Handel beteiligten Industrien betrifft. Als der Streik begonnen hatte, hätte die Macauly-Company noch keinen Code unterzeichnet; die Kammer hätte also zu entscheiden, ob es gesetzlich zulässig wäre, gegen diese einzelne Gesellschaft vorzugehen. Als Herr Wolf gefragt wurde, wann die Kammer ihre Auffassung bekanntgegeben würde, antworte er, das sei von verschiedenen Umständen abhängig. Man fragte ihn, ob er nicht den Eindruck hätte, dass der Präsident deshalb den Arbeitern empfohlen habe, sich vor der Unterzeichnung der Codes zu organisieren, damit sie ihre Stellung zu den Codes klarlegen und sie damit durchsetzen helfen, er sagte mit Nachdruck, das sei nicht seine Meinung; übrigens meinte er, hätten die Arbeiter in Amerika — bevor die NRA Gesetz ge-

(Fortsetzung auf Seite 5.)

Erinnerungen

von Fr. Kniestedt.

(22. Fortsetzung.)

Ich kann nicht umhin, den Werdegang einiger Personen zu streifen, mit welchen ich in meiner späteren Tätigkeit nicht wieder zusammengetroffen bin. Rudolf Lange machte die anarchistische Konferenz noch mit, ist dann kurze Zeit darauf gestorben, und mit ihm seine Gruppe sowie das Organ dieser Richtung «Der Anarchist». Alle seine Freunde waren von Stund an verschwunden, nur einer blieb, und dieser eine war Erich Mühsam. Auch Frauböse mit seinem «Revolutionär» verschwand von der Bildfläche. Sein zweifelhaftes Spiel nahm das erwartete Ende. Von der Bewegung abgestossen, ging er nach Hamburg als reuiges Schaf zurück zur Partei, wurde Beamter beim Textilarbeiterverband. Siegfried Nacht, mit Schriftstellernamen Arnold Roller, Oesterreicher, Sohn eines Arztes, durchreiste als Revolutionär fast ganz Europa. Seine Broschüren «Schwarz-Weiss-Rot», «Generalstreik», «Soziale Revolution» u. a. erschienen in fast allen Sprachen, und waren überall verboten. Als Mitherausgeber des schweizer «Weckruf» 1904—06, wurde er aus der Schweiz ausgewiesen. Er zeigte sich als eingefleischter Gegner der Lehre von Marx.

In der anarchistischen Bewegung gab es einen guten Teil die mit Nachts Tätigkeit nicht einverstanden waren. 1907—08 bereiste er Amerika, dann war lange Zeit nichts von ihm zu hören, bis er nach dem Krieg in Russland auftauchte, und heute ist er eine starke Stütze der bolschewistischen Diktatur. Er wurde zum Verräter an seinen ehemaligen Gesinnungsgenossen. Als so etwas wie ein Polizeirat der geheimen Polizei in Moskau, hat er so manchen von ihnen freie Reise nach Sibiriens Schnee- und Eisfelder besorgt. Noch im Jahre 1930 versuchte er, seine Handlungsweise zu verteidigen.

Die Vorbereitung der Konferenz nahm gute Fortschritte. Alle Sitzungen, welche die berliner Gruppen gemeinsam abhielten, fanden in der Umgegend, meist im Freien statt. Zu allen diesen Sitzungen waren immer eine ganze Anzahl Massnahmen notwendig. Es galt, da alle Sitzungen illegal waren, den Herren der Polizei ein Schnippchen zu schlagen, was fast immer gelang. Wir hatten auf diesem Gebiete Spezialisten. Zu unseren Sitzungen nahmen wir immer, soweit wir verheiratet waren, unsere ganze Familie mit, Kind und Kegel musste uns dekken, und unter ihrem Schutze besprachen wir alles was notwendig war. Es ist klar, dass diese Sitzungen des öfteren einen heiteren aber auch recht ernsten Abschluss fanden, auf die ich hier nicht eingehen kann.

Aber einige andere Momente der Vorbereitungen zur Konferenz will ich noch erwähnen: Fast alle Parteien befassten sich mit der Konferenz. Von den Rechtsparteien wurde die Polizei, der Staat und sein Anwalt aufgefordert, die Konferenz einfach zu verbieten, und die Veranstalter einzustecken. Von den Demokraten und allen anderen Mittelparteien wurde der Regierung gesagt, wie man in einem «demokratischen» Kaiserreich, auch ohne die Konferenz zu verbieten, sie unmöglich machen kann, und nach diesem Rezept ist die Polizei dann auch verfahren.

Die Sozialdemokraten befolgten erst die Taktik des Totschweigens, als aber die sogenannte Generalanzeiger-Presse die Vorbereitungen breit behandelte, musste man aus der Reserve heraus. Dann begann ein schmutziger Kampf, wie er eben nur von dieser Seite geführt werden konnte. Die Massen sollten gegen uns rebellisch gemacht werden, es waren das dieselben Mittel, die später von den Nazis gegen die Marxisten angewandt wurden und noch heute angewandt werden. Ueberhaupt, wer so wie ich, Jahrzehnte in der Opposition gegen den Marxismus gestanden hat, für den ist dies alles was die Nazis gegen ihre Gegner anwenden, absolut nichts neues. Nein, auch hier gilt das Sprichwort: «Alles ist schon dagewesen.» Die Nazis haben von ihren Vätern gelernt. Die Herren Demokraten, vor allem ihre «roten Brüder», haben den jetzigen Demagogen nicht nur den Steigbügel gehalten, nein, sie haben ihnen gelernt, wie man es macht. Ich werde an Hand von Tatsachen, von persönlich Erlebtes, noch darauf zurückkommen.

In den Sitzungen einiger Gewerkschaften, vor allem in denen der Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften, wurden Punkte der Tagesordnung debatiert. Dasselbe geschah bei den Physiokraten, Bodenreformern, Monisten, überhaupt bei allen diesen Vereinigungen. Soweit es möglich war, nahmen einige von uns an diesen Besprechungen tei, welche meist sehr lehrreich und anregend waren.

Dass die Presse ihre Vorbereitungen getroffen, hatte ich bereits erwähnt. Aber auch die Polizei hatte solche getroffen. Warum? Ja, das warum ist mir bis heute noch nicht klar geworden. Die anarchistischen Gruppen Deutschlands wollten öffentlich, legal, dem Gesetz angepasst, in einer Stadt Deutschlands zusammenkommen, um über Fragen zu diskutieren und eventuell über diese Fragen, welche in jeder Gruppe, unter den Augen der Polizei, seit Jahren besprochen worden waren, Beschlüsse zu fassen. Die Gruppen waren laut Vereinsgesetz erlaubt, und der Abhaltung von Konferenzen und Kongressen, auch die der Anarchisten, stand, laut diesem Gesetz, nichts im Wege, und dennoch diese Vorbereitungen der Polizei.

Die Delegierten der einzelnen Gruppen waren ernannt. Von Berlin waren es 15, aus ganz Deutschland zusammen 43. An den Sitzungen nahmen teil 38. Von denen vom Ausland wurden vieren die Einreise nicht erlaubt, der fünfte kam bis Offenbach, von dort wurde er nach Berlin abgeschoben. Von Berlin waren 20 Geheimpolizisten, sowie 2 Inspektoren nach Offenbach beordert.

(Fortsetzung folgt).

EIN JUDE - DER ERFINDER DES TELEPHONS

Bekanntlich wird in Nazien alles, was von Juden stammt oder mit Juden in Zusammenhang gebracht wird, seien es Autoren oder Komponisten, deren Werke und Musik oder deren Einrichtungen, ausgemerzt, sobald ein jüdischer Ursprung nachgewiesen ist.

Nach dem Sprichwort gilt der Prophet nichts im eigenen Lande, noch dazu, wenn er von Meyerbeer ist. Man wird (auch weder den) «Propheten» noch die «Hugenotten» oder irgend eine andere Oper von Meyerbeer in deutschen Opernhäusern hören. Gelehrte und Wissenschaftler hohen Ranges mussten ihre Katheter verlassen, weil sie Juden sind oder eine jüdische Grossmutter haben. Nun hört man aus dem dritten Reiche, dass Mozart, das grösste musikalische Genie aller Zeiten, in Misskredit geraten ist, weil er Freimaurer und so unvorsichtig war, sich Da Ponte, welcher angeblich der Sohn eines Rabbiners gewesen ist, als Textdichter zu verschreiben. Er wird, wie man hört, ganz in den Hintergrund gestellt. Im übrigen war Da Ponte ein guter Katholik.

Aber aus obengenannten Gründen müsste auch beispielsweise «Carmen» oder die «Fledermaus» aus dem Repertoire verschwinden. Beide berühmten Werke haben als textliche Bearbeiter auch Juden zu Autoren. Ebenso ist in der «Cavalleria Rusticana» ein Jude Mitautor. Ueberdies war Bizet, wie man hört, Jude und mit der Tochter des Frommenthal Halevi, des Komponisten der «Jüdin», verheiratet. Johann Strauss müsste mit all seinen Opern, Operetten, und Tanzkompositionen aus dem Deutschen Reiche verbannt werden, seine Textdichter waren meist Juden, ausserdem war er mit einer Jüdin verheiratet. Ja, mehr noch, Strauss selbst steht im Verdacht, von Juden abzustammen. Das Wirtshaus seines Grossvaters in der Flossgasse, wurde allgemein das «Judenwirtshaus» genannt.

Aber da wird schon anders verfahren. Wie soll man auf Opern wie «Carmen» oder «Cavalleria Rusticana» verzichten, oder kann es Musik ohne Strauss geben? Das Deutsche Reich kann auf Bizet, Mascagni und Strauss ebensowenig verzichten, wie es auf das Telephon verzichten wird, obwohl der Erfinder des Telephons auch ein Jude war. Dieser Jude hiess: Philipp Reiss.

Ich zitiere hier nur den Anfang eines langen Artikels aus der «Gartenlaube» vom Jahre 1893 unter dem Titel: «Erfinderlose» von Dr. Adolf Poppe. Er schreibt:

«Als ich im August des Jahres 1891 auf einem Rundgang durch die Internationale elektrotechnische Ausstellung in Frankfurt a./M. die Halle für Telegraphie und Telephonie durchschritt, fesselte mich vor allem die von der Reichstelegraphenverwaltung ausgestellte Sammlung jener Apparate, welche ein vollständiges und übersichtliches Bild von der Entwicklung der elektrischen Telegraphie gaben. Inmitten dieser glänzenden, aus den berühmtesten Werkstätten hervorgegangenen Technik und Feinmechanik stand ein unscheinbarer, von dem vorübergehenden Strom der Ausstellungsbesucher kaum beachteter Apparat, und sein Anblick rief in mir Erinnerungen wach an einen Vorgang aus meinem frühen Berufsleben, der mich zu dem Erfinder des Telephons in nahe Beziehung gebracht. Ich hatte in diesem bescheidenen Apparat das Originalmodell des Telephons erkannt.

«Neben diesem Instrument lag das Buch von Silvanus P. Thompson, Professor der Physik an der University College zu Bristol, «Philipp Reiss, Inventor of the Telephon, London 1883». Als mir dieser Titel in goldener Schrift von dem stattlichen Einband entgegenleuchtete, da konnte ich mich eines gewissen Gefühls der Beschämung nicht erwehren, dass ein Engländer der erste hat sein müssen, welcher den bescheidenen deutschen Forscher öffentlich als den Urheber einer der glänzendsten Erfindungen des 19. Jahrhunderts anerkannt hat, und zwar in einem Werke, welches als ein Muster gründlicher und gewissenhafter Forschung die Grundlage für die Geschichte des Telephons bildet...»

Philipp Reiss wurde am 7. Januar 1834 zu Gelnhausen bei Kassel als der Sohn eines Bäckermeisters geboren. Seine Mutter starb frühzeitig. Sein Leben war voll bitterer Enttäuschungen. 1874, vierzig Jahre alt, starb er, ohne die Einführung und den Aufschwung seiner grandiosen Erfindung erlebt zu haben.

Meyers Konversationslexikon erwähnt Philipp Reiss ganz kurz als den Erfinder des Telephons. Dass er ein Jude war, steht in dem Werk «Berühmte jüdische Männer» von Dr. Adolf Kohut. Auch sein Bild lässt keinen Zweifel darüber.

Wie lange noch wird das Dritte Reich dieses von einem minderwertigen Juden erfundene Telephon bei sich dulden?

Ein Sieg

Sie wären Mann für Mann zur Urne angetreten
Für Deutschland — — — Saarherrn und Proleten,
Hundert von Hundert! — — Wäre Republik im Land
Dies Selbstverständliche hätt' man nicht «Sieg» genannt.

Und jetzt? Wie sie mit «Sieg» und «Heil» die Zeitung füllen!
Wie sie mit grossem Maul «Sieg, Sieg!» im Rundfunk brüllen!
Die Republik hätt' keinen lauten Ton gewagt, — —
Hätte ein jeder zehnte «nein» gesagt.

So weit habt ihr in Ekel Euer Volk getrieben,
Dass es das Blut bezwungen und den Drang, zu lieben!
Ganz anders würden Euch vom «Nein» die Ohren schallen,
Wär nicht zum Schluss ein Bischof umgefallen.

Mit Bergen Geld erkauft, erdroht, erquält, erbüttelt,
Das ist ein schöner Sieg! Erlogen und erknüttelt!
Dies Land ist nicht besiegt, es ist nur übernommen.
Doch Euer wahrer Sieg, — Geduld! —, er wird erst kommen:

Wenn die Gedankenfreiheit gründlich aufgerieben,
Wenn Juden, angespuckt von Hab und Haus vertrieben,
Wenn auf dem Henkersblock Marxistenblut sich ballt
Und aus den neuen Lagern Peitschenhieb erschallt.

Arnold Hahn.

Ein Stahlhelm in der Schußlinie

Von Brigadier-General F. P. Crozier.
(Aus einem englischen Kriegsbuch.)

General Crozier erzählt in seinem Buche alle die Scheusslichkeiten des Kriegs 1914—18 und versichert uns, dass er nur das schreibe, was er selbst gesehen und erlebt habe. Wie tief dieses Buch gewirkt hat, ist daran zu ersehen, dass die ganze Meute der Reaktion von der Kirche bis zum geringsten Tintenkuli wutentbrannt gegen den General zu Felde zieht.

Eines der scheusslichsten Kapitel in diesem Buche ist das, wo die Hinrichtung eines jungen Soldaten beschrieben ist.

Dieser junge Soldat trat im Jahre 1914 freiwillig der Armee bei. Er erduldete alle Scheusslichkeiten des Krieges bis 1916, dann brach er zusammen — es ist möglich, dass auch sein Verstand gelitten hatte —, er verliess den Schützengraben. General Crozier beschreibt die Hinrichtung:

Am Nachmittag war Parade auf einem quadratischen Platz — der Verurteilte wurde vorgeführt. Helm ab, wird kommandiert; er wird von einem Feldwebel in die Mitte geführt.

Der Adjudant liest seinen Namen, seine Nummer, seine Anklage und sein Urteil vor: wegen Feigheit vor dem Feinde und Desertion zum Tode durch Erschiessen verurteilt; auch die Bestätigung des Urteils durch Sir Douglas Haig wird vorgelesen. Das Opfer steht stramm und verzieht keine Miene.

In Friedenszeiten würde ich, und sicherlich ein jeder Mensch, aufs höchste erregt sein, wenn uns zugemutet würde, des Morgens, bei Tagesanbruch einen Kollegen oder Kameraden, oder nenn es, wie du willst, zu erschiessen. Die Mannschaften hassen solche Erschiessungen, aber sie müssen sich fügen.

Die Vorbereitungen überwache ich selbst. Wir überführen den Verurteilten in einen warmen, bequemen Raum. Nur einige Meter davon entfernt treiben wir einen starken Pfahl in die Erde. Ich lasse einen gewissen jungen Offizier zu mir kommen und zeige ihm alles. Morgen früh werden Sie die Korporalschaft kommandieren, sage ich. Die Mannschaften sind vielleicht zu abgeneigt oder nervös und erregt und treffen nicht ihr Ziel. Halten Sie sich bereit, Revolver geladen und Hahn gespannt; und wenn der überwachende Arzt ihnen sagt, dass das Leben noch nicht entflohen sei, so treten Sie heran an das Opfer, setzen ihm den Revolverlauf auf sein Herz und drücken Sie ab. Haben Sie verstanden?

Ja, mein Herr, kommt die schnelle Antwort. Gut, füge ich hinzu, heute abend können Sie mit mir speisen.

Ich will den jungen Mann so lange wir möglich unter meiner Aufsicht behalten, damit ich ihm keine Gelegenheit gebe, zur Flasche zu greifen, um Mut zu schöpfen. Und soweit das Opfer in Betracht kommt, habe ich dafür gesorgt, dass es bis Mitternacht nichts mehr von dieser Welt und seiner Umgebung weiss. Ich habe angeordnet, ihm so viel Schnaps zur Verfügung zu stellen, wie genügen würde, darin ein Schiff zu versenken.

Früh morgens in der Dämmerung hat das Bataillon Aufstellung genommen. Während der Nacht hat es geschneit und die Erde ist wie mit einem Leichentuch überzogen.

In einem kleinen Garten, der mit einer Mauer umgeben ist, wird das Opfer an den Pfahl getragen; er ist viel zu betrunken, um gehen zu können. Ich war der einzige, welcher alles dieses beobachten konnte, da ich auf einer Anhöhe hinter der Mauer stand. Als das Opfer so getragen wurde, war es vollständig bewusstlos und schien schon tot zu sein. An den Pfahl hatte man oben einen eisernen Haken angebracht. Wir Scharfschützen machen immer unsere Arbeit gründlich. Hier wurde das Opfer angehängt, wie man das Fleisch in einem Schlächterladen aufzuhängen pflegt. Zu allem Ueberfluss verbindet man ihm noch die Augen, was wirklich nicht nötig war, denn er war besinnungslos betrunken und blind für diese Welt.

Auf ein Zeichen ergreift die Korporalschaft die Gewehre. Eins ist nicht geladen. Auf ein anderes Zeichen wird zum Schuss angelegt; dann senkt der Offizier ein Taschentuch — sie schiessen — eine Salve kracht; es war eine nervöse, hässliche Salve aber es war eine Salve.

Ehe die tödlichen Schüsse abgefeuert wurden, hatte ich das Bataillon zum «Stillgestanden» kommandiert.

Eine Pause: ich warte, ich sehe, wie der Arzt das Opfer untersucht. Er gibt ein Zeichen, der junge Offizier tritt vor, ein einzelner Schuss kracht. Jetzt ist er tot. Das ist der Krieg!

Wir marschieren zurück zum Frühstück, während eine Kompany zurückbleibt, um einem unglücklichen Kameraden am Grabe die letzten Ehren zu erweisen. In letzter Zeit wurden viele Versuche gemacht, die Todesstrafe im Heere abzuschaffen. Es ist aber nicht genug, die scheusslichen Begleiterscheinungen des Krieges zu beseitigen. Unser Streben muss ein höheres sein, unsere Aufgabe muss es sein, den Krieg überhaupt unmöglich zu machen.

(Ausgewählt und übersetzt von C. H.)

Liga für Menschenrechte

(Ortsgruppe Porto Alegre)

Auskunft erteilt: Ernesto Kolbe, Rua Voluntarios da Patria 1199, Casa 3 oder Caixa Postal 501

(Ortsgruppe Curityba)

Auskunft erteilt: Luiz Engel, Café Rischuelo, Rua Rischuelo 293.

(Allg. Arbeiter-Verein São Paulo)

Sitzung jeden 1. und 3. Sonnabend im Monat, im Klubhaus des Demokratischen Ungarischen Vereins, Rua Ipyranga 10, Sobrado. Alle Freigesinnten sind willkommen.

Das entbehrliche Film-Berlin

Wir fanden in der «Gerechtigkeit» einen Brief veröffentlicht, in dem der wiener Schriftsteller und Redakteur der «Neuen Freien Presse» Dr. Kurt Sonnenfeld den Antrag eines berliner Unternehmens, seinen Roman «Die Ehen des Doktor Wank» in Nazideutschland verfilmen zu lassen, ablehnt und diese Ablehnung damit begründet, dass er sich mit den im heutigen Deutschland wegen ihrer Ueberzeugung oder ihrer Abstammung Verfolgten selbstverständlich solidarisch fühle und keine Filmhonorare aus Hakenkreuz-Deutschland zu beziehen wünsche.

Wir haben damals dieser Meldung hinzugefügt, Dr. Kurt Sonnenfelds Verhalten sei ein Gegenbeweis gegen die angebliche Raffsucht und Profitgier, die man den Angehörigen seiner Rasse verleumderisch zuzuschreiben pflegt. Es freut uns nun ganz besonders, dass trotz Dr. Sonnenfelds damaliger Absage an Hakenkreuz-Berlin sein Roman «Die Ehen des Doktor Wank» nun doch verfilmt wird. Selbstverständlich nicht im Dritten Reich. Wie die Blätter melden, hat Robert H. Field nach Kurt Sonnenfelds Roman «Die Ehen des Doktor Wank» ein Drehbuch verfasst, das voraussichtlich mit Fritz Kortner in der Hauptrolle in London gedreht werden soll. Die Moral von der Geschichte: man ist auf Film-Berlin nicht angewiesen. Wenn man eine Einladung aus Nazideutschland ablehnt, so bedeutet dieser Beweis von Selbstachtung durchaus keine künstlerische Schädigung. Denn es gibt unzählige Möglichkeiten ausserhalb Hakenkreuz-Deutschlands und niemand — das mögen sich alle schaffenden Künstler gesagt sein lassen — hat es nötig, sich aus Karrieregründen vor dem Dritten Reich zu erniedrigen.

Interview mit Schacht

«Wie denken Sie über den Führer, Herr Doktor?»

«Ueber mich selbst, meinen Sie?»

«Nein, über den Herrn, den man erwähnt, wenn man sich in Deutschland Gute Nacht wünscht.»

«Ach, über den? Ja, wissen Sie: die Masse wird immer kleiner, die Abschreibungen immer grösser, die Devisen, die er ausgegeben hat, waren falsch... Von mir bekommt er nur noch Kredit gegen Pfänder und Sicherheiten.»

«Sie glauben also nicht, dass er noch fest im Sattel sitzt?»

«Aber hören Sie: im Sattel sitzen wir! Er hat immer nur die Steigbügel gehalten.»

«Und wie denken Sie über die Zukunft der SA und SS?»

«Sie wissen doch: ich bin immer für Deflation gewesen.»

«Und fürchten Sie nicht, dass es Ihnen eines Tages an den Kragen geht?»

«Nein, über meinen Kragen wird man noch Witze machen, wenn andere längst den Kopf verloren haben.»

Neue Fanfaren

Die Völker fielen für die Vaterländer,
Als wäre es zur Uebung oder Sport,
Und man erlegte sie wie Vierzehnender.
Jagdhalali erscholl zum frommen Mord.
Die Leichen, Witwen, Waisen warf der [Schänder
Krieg fühllos hinter sich in den Abort!
Was brauchen wir die vielen Vaterländer?
Werft endlich diese falschen Väter fort!

Wenn Nebel über frühen Aeckern stiegen,
Wenn Donner dumpf durch dunkle Täler [schrien,
Wenn Misswachs kam und Pest in Stall [und Wiegen, —
Die Dürre ging, das Gras ward wieder grün.
Die Nebel kommen jetzt aus Gasfabriken.
Kanonen donnern, Heere fallen hin,
Ersticken, sterben ohne Schlachtmusiken!
Das Gras stirbt aus. Nur Leichen werden [grün!

Und manche Leichen werden gelb und platzen
Flugzeuggeschwader fliegen durch die Welt,
Vergiften Stadt um Stadt wie ekle Ratzen,
Vergiften jeden Halm auf jedem Feld.
Selbst die Minister mit den kalten Glatzen
Und Fabrikanten, gierig nur nach Geld,
In Munitionsfabriken, werden platzen!
In Gift und Gas zerplatzt die ganze Welt!

Ihr glaubt es nicht! Lasst die Fanfaren [blasen!
Kriegslyrik wird sehr bald ein neu Geschäft!
Schliesst nur die Augen! Stopft euch zu [die Nasen!
Und zahlt den frechen Köter, weil er kläfft!
Für euer Geld wird man euch bald vergasen,
Nachdem man euch betrogen und geblufft.
Mit eurem Geld führt man des Kriegs Geschäft
Euch brennt der A.... — und ihr glaubt [noch zu spassen?

Hermann Kesten.

Wie Genf half

Ein Land, der Obhut des Völkerbunds anvertraut, rief um Hilfe. Nicht durch den Mund einer unlegitimierten Minderheit — die von Genf ernannte Regierung forderte dringend Schutz. Mit amtlichen Beweisstücken legte sie den tödlichen Ernst der Situation dar.

Also ein Idealfall. Auch geographisch; denn das bedrohte Land lag mitten im Herzen Europas, von den wichtigsten Hauptstädten nur wenige D-Zug-Stunden entfernt.

Wie Genf reagierte, wie schnell es reagierte, zeigt dieses Saar-Kalendarium nes Jahres 1934:

*

5. Januar 1934: Präsident Knox stellt die Unzuverlässigkeit der saarländischen Sicherheitsorgane fest; als erste, ungenügende Sicherungsmassnahme erfolgt die Einstellung emigrierter Polizeikommissare; Genf nimmt die Mitteilung zur Kenntnis.

13. Februar: Präsident Knox schildert dem Völkerbund die gefährliche Lage und fordert dringend internationale Truppen gegen nationalsozialistischen Terror; Genf ist weiter interessiert.

1. März: Bildung der hitlerschen «Deutschen Front»; Verschärfung des Terrors; Genf bleibt untätig.

16. April: In Rom tritt das «Saarkomitee» zusammen; es beschliesst die Modalitäten der Abstimmung — ohne Massnahmen und Garantien für die Sicherheit; Genf ist befriedigt.

16. Mai: Der Völkerbund beschliesst vierzehn Punkte über die Saarabstimmung; Sicherheitsfrage vertagt.

16. Juni: «Saarabstimmungskommission» wird ernannt; Sicherheitsfrage bleibt unberührt.

3. August: Präsident Knox wird dringend: sofortige Hilfe durch internationale Polizei notwendig — Genf bleibt untätig.

26. August: Nationalsozialistische Saardrohungen auf dem Ehrenbreitstein.

10. September: Völkerbundsversammlung; Barthou erklärt, Frankreich habe die Pflicht, die Freiheit an der Saar zu schützen; keine konkreten Beschlusse.

20. Oktober: Note der Saarregierung über die Gefahr des bewaffneten «Arbeitsdienstes», Beweise für Putschpläne; Genf «bemüth sich» um Hilfe.

31. Oktober: Die Regierungen Hollands, der Schweiz, Schwedens, Estlands, Luxemburgs und anderer Länder verbieten ihren Bürgern, in die vom Völkerbund geplante Saarpolizei einzutreten — Frankreich stellt Militär, «zum Eingreifen bereit», an die lothringische Grenze.

6. November: Beginn der «Saarbesprechungen» in Rom; Einigung mit Deutschland über die Saargruben und andere strittige Punkte; kein Beschluss in der Sicherheitsfrage.

9. November: Deutschland protestiert in Paris, London und Brüssel gegen «französische Einmarschdrohungen».

4. Dezember: Laval beantragt im Völkerbundsrat eine internationale Polizeitruppe für das Saargebiet — ohne französische Beteiligung.

5. Dezember: Deutschland stimmt der Verwendung der internationalen Truppe zu, da seinem Einspruch gegen französische Sicherheitsorgane stattgegeben wurde.

9. Dezember: Sir Simon erklärt im Unterhaus, England sei jetzt bereit, den Oberbefehlshaber für die Saartruppe zu stellen.

27. Dezember: Der Einmarsch der Saarpolizei ist vollzogen.

*

Die Hilfe kam — ein Jahr nach dem ersten dringenden Hilferuf der Saarregierung, siebzehn Tage vor der Abstimmung. Zu spät.

(Europäische Hefte.)

Lebhafter Chaco-Krieg

Die Bewohner von Paraguay und Bolivien sind die gleichen Rassen indianisch-spanische Mischung, und sie sprechen den gleichen spanischen Dialekt: im Augenblicke erfüllen sie eine wichtige Aufgabe für die Kulturentwicklung Europas: An dem Krieg zwischen diesen beiden Staaten lässt sich nämlich ungefähr und in einem verhältnismässig engen Raum studieren, wie ein moderner Krieg geführt wird.

Dieser Krieg begann mit verhältnismässig primitiven und konservativen Methoden. Die Gegner hatten aber genug Zeit, ihre Kampfmethoden und Techniken ausreifen zu lassen: Die nordamerikanischen Rüstungsindustriellen lieferten beiden Teilen alles Nötige, offerierten die modernsten Errungenschaften, damit sie auf dem chronischen Kriegsschauplatz in Musse ausgeprobt werden. Und heute kann man schon annehmen, dass der Krieg im Dschungel des Chaco nach den neuesten Grundsätzen und mit der zeitgemässesten Technik geführt wird. Allerdings fehlen dort immer noch die beiden wichtigsten Waffen des modernen Kriegs: Tanks und Gas. Die Bolivianer haben zwar versucht, Kampfwagen einzusetzen: im sumpfigen Gelände und im dichten Busch haben die aber nur dazu getaugt, in Assuncion, der Hauptstadt Paraguays, als erbeutete Siegestrophäen zu paradieren. So hat man sich Tanks von den amerikanischen Waffenfabrikanten nicht mehr aufdisputieren lassen; sie waren in verlegtem Gebüsche absolut nicht zu gebrauchen, und vielleicht ist auch das eine für das Studium der europäischen Zukunft nützliche Lehre.

Auffälligerweise wurde Kampfgas in diesem Krieg, der ansonsten mit den modernsten Geschützen, Explosivstoffen, Maschinengewehren, Flammenwerfern geführt wird, überhaupt nicht verwendet. Der Grund: Die unerträgliche Hitze macht im Chaco das Tragen von Gasmasken und Gasschutzanzügen unmöglich. Das hätte zwar, im Gegenteil, einem der beiden Generalstäbe den Gedanken nahebringen müssen, den ungeschützten Feind mit ein paar Gasangriffen erst recht und vollends zu vernichten; wahrscheinlich hat aber der Gasfabrikant und Schiesspulvererzeuger Dupant de Nemours, Tenessee, sich geweigert, Kampfgase zu liefern, auf dass dieser kleine aber stabile und einträgliche Krieg nicht mit einem Schlage aufhöre.

Das Flugzeug hingegen wird von beiden Teilen modernst gebraucht; sogar die Verwundeten werden auf musterhaft eingerichteten Rote-Kreuz-Maschinen in die Krankenhäuser des Hinterlandes befördert. Aber die Anwendung der Fluzeugwaffe gegen die Hauptstädte und Zenteren des Feindes — um seine Organisation und seine Fabriken zu zerstören — blieb bis jetzt aus; offenbar haben sich die einsichtsvollen Soldaten beider Seiten gesagt: Um die Kriegsführung des Feindes lahmzulegen, müssten sie ihre Flugzeuge über die grossen Industriestädte Nordamerikas senden. Und dazu ist weder die bolivianische noch die paraguayanische Flugzeugproduktion genügend entwickelt.

Endlich hörten wir, die Technik des modernen Kriegs sei viel «humaner» als die des letzten — wir sollten uns über die furchtbaren neuen Kriegswerkzeuge nicht entsetzen; sie sähen viel grauenhafter aus, als sie im Effekt sind. Neutrale Beobachter des Chaco-Krieges stellen nun fest, dass dort jeder fünfte Soldat zugrundegeht. Im Burenkrieg fiel jeder zwanzigste, im Krieg 1914—18 jeder zehnte — im dritten Jahr des Chaco-Kriegs fällt jeder fünfte Soldat. Das ist die Progression des Fortschritts. Und er schreitet jeden Tag weiter. Wer mag, rechne sich aus, wieviele Menschen im dichtbevölkerten, an Industriezentren zusammengedrängten Europa sterben müssen, wenn man erst einmal die Kriegsfolgen nicht mehr im exotischen Chaco studiert.

L. J.

Abseits von der Reichskulturkammer

Zu Ehren Max Liebermanns wurde in London eine Ausstellung seiner Werke eröffnet, die etwa 60 Bilder und Zeichnungen enthielt.

Max Reinhardt, der in Hollywood mit den Aufnahmen zum «Sommernachtstraum» begonnen hat, ist bereits für die Regie eines zweiten Films in Aussicht genommen worden. Es handelt sich um die Verfilmung von Sarah Bernhardt's Leben, die mit Cécil Sorel und Charles Boyer in den Hauptrollen in Amerika geplant ist.

Albert Bassermann wird im Februar, eine Tournee durch Rumänien und Jugoslavien unternehmen. Er wird dort in zwei seiner berühmten Rollen, als «Grosser Bariton» und «Kollege Krampton», auftreten. Ueber Bassermanns weitere Pläne wird bekannt, dass er den Salomon Rothschild in einer Operettenfassung von Karl Rösslers Lustspiel «Die Fünf Frankfurter» spielen wird, deren Uraufführung vielleicht noch in dieser Spielzeit, spätestens aber im Herbst an einer schweizer Bühne stattfinden wird.

Max Ophüls, dessen in Rom gedrehter Film «La Signora di tutti» soeben in Paris mit grossem Erfolg herauskam, wurde für die Regie eines französischen Films «La Divine» verpflichtet.

Auch in New York soll, wie bereits in Paris, London und Prag, eine Bibliothek der verbrannten Bücher eröffnet werden. Prof. Albert Einstein und Heinz Liepmann, der Autor des Romans „Vaterland", sprachen auf einem Bankett, das anlässlich der geplanten Gründung dieses Institutes in New York stattfand.

Die Sängerin Lotte Schoene wurde für das Januarprogramm des Pariser Theater „ABC" verpflichtet.

Die Diskussion, die im „Neuen Tage-Buch" über die Emigrantenliteratur stattfand, hat den Schutzverband Deutscher Schriftsteller in Paris veranlasst, dieses Thema zum Gegenstand eines öffentlichen Aussprache-abends zu machen.

Gerhart Seger sprach auf Einladung der Foreign Policy Association in New York über seine Erlebnisse im Konzentrationslager Oranienburg. Der Vortrag wurde ebenso wie eine Reihe anderer Veranstaltungen, die Gerhart Seger in Kalifornien abhielt, durch den amerikanischen Rundfunk übertragen.

Heinrich Mann als Prophet

Stellen aus „Der Untertan", geschrieben 1914, vor dem Kriege.

„Der Germane ist keusch!" rief Diederich, „darum haben wir im Jahre siebzig gesiegt!... Dass wir so bleiben wollen, wie wir sind, nämlich keusch, freiheitsliebend, wahrhaftig, treu und tapfer!"

Erst nach einer Weile konnte er wieder schreien. „Abzuweisen und mit aller Schärfe hinter die ihnen gebührenden Schranken zurückzudämmen sind daher die Anwürfe derer, die weiter nichts wollen, als uns verweichlichen mit ihrer falschen Humanität!"

Man verstand, er wollte keinen ewigen Frieden, denn das war ein Traum und nicht einmal ein schöner. Dagegen wollte er eine spartanische Zucht der Rasse. Blödsinnige und Sittlichkeitsverbrecher waren durch einen chirurgischen Eingriff an der Fortpflanzung zu verhindern.

Seine Auffassung vom Eheleben war die strengste. Horst kam nicht ohne Mühe zur Welt. Als es vorüber war, erklärte Diederich seiner Gattin, dass er vor die Wahl gestellt, sie glatt hätte sterben lassen. „So peinlich es mir gewesen wäre", setzte er hinzu. „Aber die Rasse ist wichtiger, und für meine Söhne bin ich dem Kaiser verantwortlich."

„Die Weltgeschichte lässt nicht mit sich spassen." Gern hielt er sich länger bei drohenden Katastrophen auf, denn „die deutsche Seele ist ernst, fast tragisch", stellte er fest.

„In staunender Weise ertüchtigt, voll hoher sittlicher Kraft zu positiver Betätigung, und in unserer blanken Wehr der Schrecken aller Feinde, die uns neidisch umdrohen, so sind wir die Elite unter den Nationen und bezeichnen eine zum ersten Male erreichte Höhe germanischer Herrenkultur, die bestimmt niemals und von niemandem, er sei wer er sei, wird überboten werden können!"

An Alle denen es angeht

Seid der ersten Nummer versandten wir die «Aktion» an die Redaktionen aller Zeitschriften, die sie anforderten, oder uns sonst mitgeteilt wurden. Von nun an werden wir nur jene Zeitungen beschicken, die mit uns ein Tauschverhältnis eingehen.

Der Verlag.

worden war — nicht das Recht gehabt, sich zu organisieren.

Die Delegation ging ins Weisse Haus, um sich zu vergewissern, ob das die amtliche Auffassung sei.

Die Tür zu der schönen, weiten, weissen Empfangshalle wurde höflich geöffnet; bald zeigte sich Herr Mc. Intyre, gewichtig, mit hohem Kragen und überaus höflich. Die Lage wurde ihm auseinandergesetzt und es wurde ihm bedeutet, dass die Abordnung der Streiker nicht länger als einen Tag in Washington bleiben könne. Er lächelte verständnisvoll und entschuldigte sich, dass er den Brief der Union unter den Akten suchen müsse. Nach einer kurzen Zeit kam er zurück und sagte, er habe eben telephonisch mit Dr. Millis gesprochen, der erfreut sein würde, die Besucher am frühen Nachmittag zu empfangen. Er versicherte, dass die «Nationale Kammer für Arbeiterangelegenheiten» ihren Fall behandeln würde, und er fügte hinzu, dass es ja auch wirklich nicht üblich sei, Aemter einzurichten, sie mit Vollmachten auszustatten, und dann von ihnen keinen Gebrauch zu machen.

Eine Weile darauf kam die Abordnung im Lift zu Nr. 324 zurück, und setzte sich auf die Stühle des leeren Raums. Es erschien Dr. Millis, setzte sich an sein Pult, faltete die Hände in seinem Schoss, sah unverwandt auf sie hinunter und wollte durchaus nicht aufschauen. Es weigerte sich zuerst, auf Fragen zu antworten. Er leugnete, dass der Sekretär des Präsidenten in Aussicht gestellt hätte. Er leugnete, dass Herr Wolf gesagt hätte, was die Abordnung ihn hatte sagen hören. Er wollte über keine Empfehlung der Bezirksarbeitskammer sprechen und er wusste nicht, wann die Nationale Kammer sich entscheiden würde, im Falle Macauly etwas zu unternehmen. Er sagte: «Sind uns noch nicht klar darüber. Es ist eine brenzliche Angelegenheit. Diskutieren täglich darüber.»

Aber Dr. Millis wollte nicht offenbaren, mit wem er diese brenzliche Sache diskutiere. Auch er wurde über die Unionsangelegenheit belehrt. Ein langer Streik; keine sehr reiche Union; die Abordnung könnte nicht länger als einen Tag in Washington bleiben. Dr. Millis sagte: «Haben mit unseren Entscheidungen für ein ganzes Jahr genug geschafft, müssen jetzt Schluss machen. Wir haben das Gesetz auszulegen, das der Kongress angenommen hat, und der Wortlaut ist nicht klar.» Was sollen inzwischen die Streiker tun? Dr. Millis sagte, das wisse er nicht. Er wurde vertraulich. Er sagte: «Sie wissen, ganz unter uns, ich war immer für Streik und Boykott.» Was ist es mit dem Aufruf des Präsidenten zum Frieden? «Was ich eben gesagt habe, ist meine eigene, ganz persönliche Meinung.»

Schliesslich meinte er, am nächsten Montag (es war gerade Freitag) würde die Kammer ihrer Entscheidung fällen. Er notierte die Adresse des Büros der Union und versprach zu telegrafieren, so oder so. Er verneigte sich, und als er sah, dass die Abordnung aufstand, stand er auch auf; und als die Besucher stillschweigend hinausgingen, rief er ihnen nach: «Auf Wiedersehen.»

Einige von den Streikern und den sie begleitenden Zeitungsleuten gingen in das grosse, von Geschäftigkeit wimmelnde Gebäude, das vollständig von der Bundesverwaltung für Unterstützungsangelegenheiten eingenommen wird. Ein Delegierter sprach mit dem stellvertretenden Leiter. Herr Jacob Baker verfügt über vier Sekretärinnen und ein kompliziertes Fernsprechsystem, er sitzt in einem geräumigen Büro mit Aussicht auf den Potomacfluss. Einer der Streiker, wurde ihm gesagt, hat ein Kind, ein anderer eine ganze Familie zu ernähren; könnte nicht den streikenden Arbeitern Hilfe gebracht werden, ehe die Kammer ihre Entscheidung gefällt hat? Er meinte, das sei ausschliesslich Sache der Ortsbehörde, und er erkundigte sich: «Sind sie denn wirklich mittellos?» «Na vielleicht.» sagte ein Delegierter, «lässt sich noch in dem einen oder anderen Küchenschrank ein Apfel oder eine Büchse mit Hafermehl entdecken.» «Sie wissen,» sagte Herr Baker, «Sie haben vielmehr Aussicht, was zu bekommen, wenn Sie sich anders aufführen.»

Die Abordnung hatte keine Gelegenheit mehr, sich anders aufzuführen, denn es war bereits Abend geworden; und für die Streiker war Schluss mit Washington. Aber die sie begleitenden Zeitungsleute hatten den Vorzug, sich von der Auffassung, die die Herren aus der Verwaltung von ihrer Arbeit haben, überzeugen zu können. Am Abend sollte aus einem würdigen Anlass ein Fest stattfinden, und Herr Baker, der seine Kollegen und Untergebenen ermunterte, etwas beizusteuern, tat das mit folgender Bemerkung: «Sie wissen, Sie verdienen jetzt meistens mehr Geld, als Sie jemals in ihrem Leben gehabt haben. Und Sie wissen, dass diese Beschäftigung nicht von langer Dauer ist, sicherlich nicht länger währt als diese Generation.»

Später, am Abend, kamen einige von den Beamten der Bundesverwaltung für Unterstützungsangelegenheiten in einer Privatwohnung zusammen. Sie sprachen über Geschäfte. Sie amüsierten sich köstlich über die Witze, die auf Kosten ihres Amtes gemacht wurden, sie konnten sich vor Lachen nicht halten. Der zuhörende Zeitungsmann hatte keine Lust mehr zuzuhören, er hatte die gute Laune verloren. Er fragte sie, ob sie — Intellektuell, frühere Universitätslehrer und Schriftsteller — nicht den Eindruck hätten, dass sie alle auf einem Pulverfass sässen, dass dieses Spiel, das sie aufführten, nicht lange währen könne; und dass das einzige, was die schliessliche Explosion hinausschieben könne, ein neuer Krieg wäre.

Justiz

Flemington. — Der angebliche Mörder des Lindberghkindes, Bruno Hauptmann, wurde, nachdem die Geschworenen die Schuldfrage bejaht haben, zum Tode mittels elektrischen Stuhles verurteilt.

Mit wenigen Worten wurde hier hinter einem Drama die Tür geschlossen.

Ein Kind, das Kind reicher Eltern wurde geraubt, Lösegeld wurde erpresst. Nach einiger Zeit findet man die Leiche des Kindes, aber der oder die Räuber, der oder die Mörder findet man nicht. Nach Jahren findet man bei Bruno Hauptmann Geld, welches zu dem Lösegeld gehört hatte. Natürlich ist er einer der Mörder oder der Räuber. Hauptmann wird eingesteckt. ein Prozess gegen ihm wurde eingeleitet. Hauptmann hat Geld, seine Frau kann ihm einen Verteidiger, und noch dazu einen der teuersten, besorgen, und nun beginnt der Kampf. Von beiden Seiten wurde ein unerhörtes Material herangeschafft. Bruno Hauptmann behauptet bis heute, dass er unschuldig sei. Das Gegenteil ist nicht bewiesen, dennoch wird er zum Tode verurteilt.

Es ist das kaum glaublich, aber es ist wahr. Ohne Beweise, nur auf Vermutungen, einen Menschen auf den elektrischen Stuhl zu bringen, ist kein Leichtsinn, nein, das ist ein Verbrechen, dass nicht wieder gut zu machen ist, und gegen welches wir unseren Protest als Menschen, als Organ der Liga für Menschenrechte erheben.

Es ist nicht das erste Mal, dass die nordamerikanische Justiz, ohne Beweise, nur auf Grund von Vermutungen, von falschen Angaben, ohne dass die Verurteilten die Tat eingestanden hätten. Menschen zum Tode verurteilt hat. Ich erinnere nur an zwei Fälle. Die fünf Opfer von Chikago, welche einige Jahre nach ihrer Hinrichtung durch den Strang, freigesprochen wurden. Dem Leben konnte man sie nicht zurückgeben, und die Richter wurden nicht zur Verantwortung gezogen. Justizirrtum! Ja, und bei Sacco-Vanzetti? Justizirrtum! Auch diesen beiden edlen Menschen konnte die Tat, wegen welcher sie Verurteilt wurden, nicht nachgewiesen werden. Fast die ganze Menschheit protestierte. Trotzdem mussten sie auf den elektrischen Stuhl sterben. Auch in diesem Falle mehren sich die Zeichen, dass Sacco und Vanzetti eines Tages freigesprochen werden.

Niemand hat das Recht, einem Menschen das Leben zu nehmen, auch nicht von Rechts- oder Staatswegen. Alle civilisierten Staaten, wie Brasilien usw., verwerfen die Todesstrafe. Eine Strafe, auch wenn sie lebenslänglich ist, kann, wenn ein Fehlurteil, also ein Justizirrtum vorliegt, wenigstens zum teil wieder gutgemacht werden. Nie aber kann ein Getöteter zum Leben zurückgerufen werden. Protestiert gegen die Verbrennung von Bruno Hauptmann.

Democrata.

N. B. — Wir wissen, dass Bruno Hauptmann ein übel beleumdeter Mensch ist, wir wissen, dass er ein Nazi ist, aber das darf uns nicht abhalten, gegen einen Justizmord zu protestieren. Die Redktion.

Zuschrift

Vor etwa 15 Monate lernte ich Ihre Zeitung «Aktion» kennen. Seit dieser Zeit bin ich Abonnent und eifriger Leser, habe auch schon einige meiner Bekannten als Leser gewonnen. Was mich dazu treibt, folgende Zeilen an Sie zu richten, ist, Ihnen zuerst meine Hochachtung für Ihr tapferes Verhalten, im Kampfe gegen Gemeinheit, Dummheit und Lüge auszusprechen. Wo der Faschismus, die Diktatur herrscht, triumphiert mehr denn anderswo die Unterdrückung.

In Deutschland sind es vor allem die Juden, meine Rassegenossen, an denen sich die Diktatur austobte und noch austobt. Und wenn Sie die Schrecken der neudeutschen Hölle beschreiben und bekämpfen, dann sind es vor allem die deutschen Juden, die Sie in der uneigennützigsten Weise verteidigen. Sie als Mensch üben Gerechtigkeit, haben Mitleid, unter anderen auch mit den Mitgliedern einer Rasse, welcher Sie nicht angehören, Sie als Angehöriger einer Liga, üben Solidarität mit allen leidenden Menschen, machen keinen Unterschied in Farbe und Rasse.

Wie verhalten sich nun die hiesigen Juden, d. h. meine Rassegenossen Ihnen und Ihrer Tätigkeit gegenüber? Zuerst muss ich feststellen, dass wir in unserer jüdischen Kolonie von Porto Alegre eine ganze Anzahl von lebender Beispiele — ich meine deutsche Flüchtlinge — aufzuweisen haben, die uns täglich die Martern die sie und ihre Familien in der neudeutschen Hölle erlebt haben. vor Augen halten. Also, wir Juden wissen alle, dass alles was sie an Greueltaten aus dem neuen Deutschland berichtet haben, der Wahrheit entspricht.

Mit einer geradezu unerhörten Gleichgültigkeit stehen die hiesigen Juden Ihrer Abwehrbewegung gegenüber. Für alles andere, für allen möglichen Unfug, wie Sport usw. hat man Geld, man kauft und annonziert bei seinen Peinigern, bei denen, von welchen sie verhöhnt und missachtet werden, aber für das einzige Blatt, welches hier ihre Interessen uneigennützig vertritt, hat man nicht einmal Geld um ein Abonnement zu bezahlen. Ich muss sagen, Sie müssen ein sehr grosser Idealist und Menschenfreund sein, dass Sie für diese undankbaren Zeitgenossen, die Juden, und vor allem die deutschen Juden. eine Lanze brechen.

Ich bin kein Flüchtling kein Deutscher, bin bereits einige Jahre hier als Schneider tätig. Den hiesigen Juden gehörte, dass sie, d. h. der grösste Prozentsatz. mal auf einige Zeit einem deutschen Konzentrationslager einverleibt werden, vielleicht — aber auch nur vielleicht — nehmen sie dann Vernunft an und lernen was Solidarität ist.

Um allen Gerede im Voraus die Spitze abzubrechen, erkläre ich schon jetzt: Ich gehörte nie einer Partei an, auch heute nicht. Hoffen will ich, dass diese meine Zeilen beitragen, das sogenannte jüdische Gewissen, die sogenannte jüdisch-internationale Solidarität wachzurufen. Juden, auch hier tanzen wir wie überall, auf einem Vulkan.

Werter Herr Redakteur. Nehmen Sie diese Zeilen eines armen, aber fühlenden Juden in Ihrem Blatte auf, helfen Sie, dass diese Stimme gehört wird.

Ihr S. R.

Sieg?

Genau wie in Deutschland, versagen im Kampfe gegen den Fascismus, auch hier in Porto Alegre die deutschen Kommunisten. Nanu! wirst du Leser sagen, gibt es denn hier auch deutsche Kommunisten? Jawohl, warum denn auch nicht? Uns sind drei sogenannte Salãokommunisten bekannt, von denen zwei in Deutschland — nach ihren Angaben — sogar in ihrer Partei Vertrauensposten inne hatten.

Natürlich wird von diesen Leutchen alles, was in Russland unter der Diktatur Stalins geschiet, wahllos gutgeheissen, nur was in Deutschland, Italien unter demselben Regime passiert. wird verdammt.

Wir von der Liga für Menschenrechte sind in diesem Punkte anderer Meinung. Und zwar ist für uns Diktatur eben Diktatur, da bleibt es sich ganz gleich, von wem und von wo sie ausgeübt wird.

Diese drei «Helden» in Marx-Lenins Namen, gingen in ihrem Kampf gegen die Liga soweit, dass sie vor einigen Tagen in Navegantes, um den angeblichen antifaschistischen Einfluss der Liga zu brechen, mit einigen Faschisten zusammen, eine Liste unterzeichneten. Der Zweck heiligt die Mittel. Die Herren haben aber nur halb erreicht, von dem was sie wollten. Unter den Gewählten befinden sich immer noch drei Anhänger der Liga und nur ein Kommunist.

Wie diese Herren Kommunisten, denen die Liga und ihr Organ schon längst ein Dorn im Auge ist, ihr Verhalten als Sozialisten rechtfertigen wollen, ist ihre Sache. Selbstverständlich stehen den Herren die Spalten unserer Zeitung, wenn sie unter ihren Namen schreiben, zur Rechtfertigung jederzeit zur Verfügung. Mögen diese Salãokommunisten die Früchte ihrer verräterischen Handlung einheimsen, wir gönnen ihnen das von Herzen.

DENUNZIANTEN

Zu was unsere Herren Nazis alles fähig sind, geht aus folgendem hervor.

Deutscher Flüchtling, Jude. gehörte nie einer politischen Partei an, musste aus Deutschland verschwinden, nur weil er Jude ist. Natürlich von Natur ein Hitlergegner, was er bei jeder sich bietenden Gelegenheit zum Ausdruck bringt. Er, der versucht, hier für sich eine Existenz zu gründen, und infolgedessen auch mit Nazis in Verbindung kam, wird an einem Abend auf offener Strasse verhaftet, zur Polizeichefatura gebracht, wo ihm eröffnet wurde, dass er von einigen Nazis als Kommunist dennunziert worden sei.

Nachdem er sich genügend legitimiert hatte, wurde er nach etwa einer halben Stunde entlassen. Er erklärt, dass er von allen Beamten auf der Chefatura sowie von denen auf der Strasse sehr zuvorkommend behandelt worden ist, man sagte ihm, derartige falsche Angaben lägen oft vor. Kommentar überflüssig.

Liga für Menschenrechte

(Ortsgruppe Porto Alegre)

In der letzten Sitzung wurde als erstes beschlossen die Registrierung der «Aktion» durchzuführen. Da laut dem Gesetze nur im Lande geborene als Redakteur zeichnen können, hat sich unser Freund Heinrich Damian bereit erklärt, für unser Organ zu zeichnen. Die Leitung, überhaupt alle notwendigen Arbeiten werden weiter wie bisher von Fr. Kniestedt ausgeführt.

Sodann gab der Sekretär nachfolgenden Bericht:

Schon seit längerer Zeit wurde die Behauptung kolportiert, die Liga würde von der Polizei als kommunistische Zelle beobachtet. Das hatte folgenden Grund. Von einer brasilianischen Vereinigung versuchte man, hier eine «Frente Unica» gegen den Faschismus zu formieren. Zu der Gründungssitzung wurde auch unsere Liga eingeladen. Die beiden Sekretäre, Kolbe und Langendörfer, von der Liga dazu bestimmt, nahmen an dieser Sit-

zung teil. Zur Gründung kam es nicht, jedoch hatten die beiden festgestellt, dass es sich hier um eine parteikommunistische Veranstaltung handelte. Die Liga teilte daraufhin den Veranstaltern brieflich mit, dass wir uns aus den oben angegebenen Gründen, an weiteren Veranstaltungen nicht beteiligen könnten. Kurze Zeit darauf wurden Kolbe und Langendörfer von dritter Seite informiert, dass die Polizei vom vierten Distrikt über die Liga und vor allem über deren beiden Sekretäre zu erfahren wünschte, inwieweit sich dieselben parteikommunistisch betätigen.

Da wir wussten, dass es sich auch in diesem Falle um schmutzige Arbeit handelte, begaben sich Kolbe und Kniestedt erst zum vierten Polizeiposten dann zur Chefatura, um zu erfahren, was an der ganzen Geschichte wahr ist. Da wurde denn festgestellt, dass sowohl die Liga wie auch Kolbe und Langendörfer von der politischen Polizei Rio Grande do Suls nicht als parteikommunistisch bekannt, noch weniger beobachtet werden. Damit war und ist dieser Fall für die Liga erledigt.

Im weiteren wurde ein Mitglied der Liga wegen sein unsolidarisches Verhalten aus derselben ausgeschlossen, doch steht ihm das Recht zu, sich in einer späteren Sitzung zu verantworten. Für Navegantes soll ein Versammlungslokal eingerichtet werden.

Der Sekretär.

An unsere Freunde in Curityba

Wir haben in Curityba über 40 Abonnenten. Es ist klar, dass, wenn jeder Abonnent sein Jahresbeitrag einzeln an uns einsendet, dadurch unnütz Zeit und Geld ausgegeben werden muss. Um dies zu vermeiden, wäre es angebracht, wenn sich einer der Herren Abonnenten bereit finden würde, dortselbst das einkassieren zu besorgen. Die «Aktion» gebraucht das Geld. Also wer hat Lust und Zeit uns in unseren Kampfe auf die hier vorgeschlagene Weise zu helfen, der sende seine Adresse sofort ein an den Verlag der «Aktion», Porto Alegre. Caixa Postal 501.

*

Auch in Santos haben wir 12 Abonnenten. Wer von diesen will sich die Arbeit des Einkassieren übernehmen. Er sende seine Adresse sofort an uns. Der Verlag.

GREUELNACHRICHTEN AUS DEM DRITTEN REICH

Verbot eines katholischen Blattes.

Karlsruhe. (DNB) — Das Geheime Staatspolizeiamt teilt mit:

«Das St. Konrads Blatt, dessen verantwortlicher Schriftleiter der katholische Pfarrer Wüst in Ettlingen ist, druckte in Heft 3 vom 20. Januar 1935 einen Brief aus einem brasilianischen Kloster ab, der folgende Stelle enthielt: «Hier sind alle Nationen vertreten: Schwarze und Weisse, Gelbe und Rote und alle vertragen sich gut. Jedenfalls wird Brasilien später farbige Missionare nach Deutschland schicken, um eure modernen Heiden zu bekehren.» Durch die Wiedergabe dieses, die Ehre des deutschen Volkes auf das schändlichste verletzenden Briefes sah sich der Minister des Inneren gezungen, die Nr. 3 des St Konradt-Blattes zu beschlagnahmen und das Blatt zunächst für drei Monate zu verbieten.»

Tod in der Giftgas-Fabrik.

65 Arbeiter gasvergiftet. — 18 Tote.

Berlin. — Ueber eine schwere Katastrophe, die sich am 12 Dezember in einer chemischen Fabrik in der Nähe von Erkner bei Berlin ereignet hat, erfährt man jetzt folgende Einzelheiten: Durch das Undichtwerden eines Behälters wurden giftige Gase frei, die Massenerkrankungen der Fabrikbelegschaft verursachten. 65 Arbeiter wurden mit schweren Vergiftungserscheinungen ins Krankenhaus gebracht. 18 Arbeiter sind inzwischen gestorben, während bei einigen anderen noch immer Lebensgefahr besteht. Die deutsche Presse durfte über dieses schwere Unglück nichts veröffentlichen.

Zuchthaus- und Gefängnisstrafen im Solinger Kommunistenprozess.

Düsseldorf, (DNB.) — Nach fünftägiger Verhandlung verurteilte der Sondersenat des Oberlandesgericht Hamm 46 Angeklagte aus Solingen und Umgebung, darunter vier Frauen, wegen Vorbereitung zum Hochverrat. Fünf der Angeklagten wurden freigesprochen, das Verfahren gegen einen weiteren Angeklagten eingestellt. Bei drei Angeklagten nahm das Gericht nur Verstoss gegen die Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze von Volk und Staat an. Die übrigen 37 Angeklagten wurden zu Zuchthaus und Gefängnisstrafen von sieben Monaten bis zu zwei Jahren verurteilt. Lediglich die beiden Hauptangeklagten Walter Nitsch aus Solingen und Erich Weber aus Solingen erhielten je zwei Jahre und drei Monate Zuchthaus. Die Beweisaufnahme hatte ergeben, dass die Angeklagten teilweise bis zum Jahre 1934 versucht hätten, Zellen der KPD wieder aufzubauen. Flugblätter und Geldbeträge waren beschlagnahmt worden.

Zusendungen

Argentinisches Wochenblatt, Nummer 3076. Buenos Ayres.

Die neue Weltbühne, Nummer 3 u. 4 III. Jahrgang. Prag—Zürich.

Das Neue Tagebuch, Nummer 3 und 4, III. Jahrgang. Paris—Amsterdam.

Europäische Hefte, Nummer 3 und 4 II. Jahrgang. Bern—Prag—Paris.

Neue Deutsche Blätter, Jahrgang 2, Nummer 3 u. 4. — Prag-Wien-Zürich-Paris Amsterdam.

Der Simpl, Satirische Wochenschrift. Prag, Nummer 4 und 5.

Die Internationale, Nummer 2 Jahrgang 1. — Amsterdam-Paris-Barcelona.

Pressedienst der D. A. S. im Ausland. Nr. 6. Amsterdam.

Die deutsche Revolution, Nummer 33. 9. Jahrgang. - Prag Kopenhagen-Saarbrücken.

Gerechtigkeit, Nummer 73 und 74, Jahrgang 2. — Wien.

A Plebe, Nummer 81, II. Jahrgang. São Paulo.

Gegenwart, Nummer 22, São Paulo.

A Lanterna, Nummer 387, — São Paulo.

Mitteilungsblatt des Verbandes der Kranken- und Sterbekassen. Sitz: Porto Alegre. — Nummer 41. Jahrgang 4. Porto Alegre.

FALSCHE WIRKUNGEN

In der Nr. 40 der «Aktion» vom 15. Januar d. Js., brachte ich unter den Titel «Soziales» eine Besprechung über die wirtschaftlichen Kampfesmethoden der Arbeiter. Ich verwarf den Lohnstreik und stellte es den in Frage kommenden anheim, nach anderen, moderneren, zeitgemässeren Kampfesmittel ausschau zu halten. Die Arbeiter sollten diese Anregung besprechen, sie sollten darüber beraten. Ob das geschehen ist, weiss ich nicht, kann also die Wirkung meiner Anregung nach dieser Seite nicht beurteilen.

Aber eine andere Wirkung kann ich heute mitteilen. An die Herren der hiesigen Polizeichefatura wurden mehr denn ein halbes Dutzend Nummern dieser «Aktion» gesandt, und in allen Exemplaren war diese meine oben erwähnte Mitarbeit rot oder blau angestrichen. Also, man hat mich, oder besser gesagt, meine Mitarbeit, bei der zuständigen Behörde denunziert. Das war die Wirkung, welche ich nicht voraussah.

Capitão Satanaz.

Beiträge zur Vorgeschichte und Geschichte der Julirevolte

Herausgegeben auf Grund amtlicher Quellen. - Mit 8 Bildtafeln. - Wien 1934. Im Selbstverlaug des Bundeskommissariates für Heimatdienst

In der nächsten Nummer der «Aktion» beginnen wir mit dem Abdruck dieser Veröffentlichung.

Moskauer Parteibeschluesse

Die Nachfolger Kirows und Kuibyschews. — Reform der Verfassung.

Moskau. (DNB.) — Am 1. Februar fand unter Vorsitz Stalins eine Vollsitzung des Zentralausschusses der Partei statt, in der über politische und wirtschaftliche Fragen beraten wurde. Es wurde beschlossen:

1. An Stelle des ermordeten Mitgliedes des Politbüros Kirow und des verstorbenen Mitgliedes des Politbüros Kuibyschew werden der Volkskommissar für Ernährung, Mikojan, und der stellvertretende Vorsitzende des Rates der Volkskommissare der Sowjetunion, Tschubar, der früher an der Spitze der Räteregierung in der Ukraine stand, in das Politbüro gewählt. Als Kandidaten für das Politbüro wurden gewählt Schdanow (der Sekretär der Leningrader Parteiorganisation) und der Vorsitzende des sibirischen Revolutionsausschusses Eiche.

2. Zum dritten Generalsekretär der der Partei wurde Jeschow ernannt.

3. Das Plenum des Kongresses beschloss, den Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare, Molotow, zu beauftragen, im Namen des Zentralvollzugsausschusses der Partei dem 7. Rätekongress einen Vorschlag über die Notwendigkeit gewisser Aenderungen der Verfassung der Sowjetunion zu unterbreiten, und zwar in folgender Richtung:

a) weitere Demokratisierung des Wahlsystems im Sinne eines Ersatzes der nicht vollkommen gleichen Wahlen durch gleiche, der bisher gestaffelten durch direkte und der offenen durch geheime;

b) Präzisierung der sozialwirtschaftlichen Grundlage der Verfassung im Sinne einer Uebereinstimmung der Verfassung mit dem heutigen Verhältnis der Kraefte der verschiedenen Klassen der Sowjetunion.

Dabei ist insbesondere an eine Abaenderung im Sinne der Errungenschaften der Revolution gedacht, d. h. der Schaffung der neuen starken Industrie, der Zerschlagung des Bürgertums, des Sieges des Systems der Kollektivwirtschaften, der Befestigung des sozialistischen Eigentums als Grundlage der Sowjetgesellschaft usw.

Propaganda

Wer für unsere Zeitung Propaganda machen will, d. h. wer Abonnenten werben will, dem steht Propagandamaterial gern zur Verfügung. Wir hoffen, dass recht viel Gebrauch davon gemacht wird. Der Verlag.

VORANZEIGE

Sonntag, den 31. Maerz 1935

STRANDFESTES

Jubel und Trubel im Wasser und am Strand, Preiskegeln, Wettschwimmen, Wettlaufen usw. Keiner darf fehlen.

Das Komitee.

Liga für Menschenrechte

(Ortsgruppe Porto Alegre)

Freitag, den 22. Maerz 1935

Gruppenversammlung

WICHTIGE TAGESORDNUNG.

Gäste durch Mitglieder eingeführt.

Der Leiter.

ARBEITER!

Beteiligt euch an den im Vereinshause der Unterstützungskasse Navegantes Avenida Brasil 485 stattfindenden

UEBUNGSSTUNDEN.

SAENGERGRUPPE — Jeden Mittwoch, abends 8 Uhr.

THEATERGRUPPE — Jeden Freitag, abends 8 Uhr.

TURN- UND SPORTGRUPPE — Jeden Montag, Dienstag und Donnerstag, abends 7 Uhr.